Nächtlicher Beschwörungstanz in Südindien.

Aus der Telugu-Mission.

9. Zwei Götzenfeste.

Die Bewegung, welche das Auftreten des Missionars hervorgerufen hatte, war bald verrauscht. Andre Gedanken und Sorgen erfüllten jetzt die Herzen in Ahmadala. Es nahte nämlich der Tag, an welchem im nahen Podala alljährlich die große „Siwa Ratri" (Siwa's Nacht) gefeiert wird. Die eigentliche Bedeutung dieses Festes ist schwer zu erkunden. Die Einen behaupten, es werde zur Erinnerung an die Noth und Gefahr gefeiert, in welcher Siwa einst geschwebt habe, nachdem er das Gift der großen Vasukischlange verschluckt hatte. Andre versichern, vor langen, langen Jahren habe einmal ein gewaltiger, aber gottloser Jäger im Wald auf einem Baum übernachtet. Um sichs bequemer zu machen, habe er etliche Zweige des Baumes abgebrochen und hinunter geworfen. Diese seien auf ein an jener Stelle befindliches Lingam (Siwa's steinernes Symbol) gefallen, und der Gott habe sie für eine ihm dargebrachte Huldigung gehalten, weil der betreffende Baum ihm geweiht ist und seine Blätter eine ihm stets willkommene Opfergabe sind. In seinem Entzücken darüber habe er alsbald einen feurigen Wagen gesandt, um seinen Verehrer zum Wohnsitz der Götter emporzutragen. Das sei der Grund, warum gute Siwaverehrer die Siwa Ratri durchwachen in der Hoffnung, auch ihnen könnte einmal ein solches Glück erblühen.

Verschiedenartiger noch als die Meinungen über die Bedeutung des Festes sind die Beweggründe zur Theilnahme daran. Der Eine hofft dadurch seiner Sünden los zu werden, der Andre Siwas besondre Gunst zu erlangen; ein Dritter will sich einen vergnügten Tag machen und sich die zusammenströmende Menge, besonders auch die geputzten Frauen, beschauen; weitaus die meisten aber kommen, weil es von jeher Brauch war, zur Siwa-Ratri zu gehen und sie es selbstverständlich auch halten, wie ihre Väter es hielten.

Was immer jedoch die Triebfeder jedes einzelnen Theilnehmers am Feste sein mag, die Vorbereitungen darauf werden von Allen mit demselben Eifer betrieben. Die Frauen namentlich haben geschäftsvolle Zeit. Aller Goldschmuck der ganzen Familie wird hervorgeholt und glänzend gerieben; der ganze Feststaat für Männer, Frauen und Kinder hergerichtet. Sodann werden verschiedene Arten von Kuchen in Schmalz oder Kokosnußöl gebacken; die einen ganz einfach und andre mit einer mehr oder minder reichen Zuthat von Zucker und Gewürzen, denn es gilt, für etliche Tage Mundvorräthe zu bereiten, die draußen auf dem Festplatz verzehrt werden. Jedes Dorf, in dem man Feste zu feiern pflegt, hat einen solchen. Gewöhnlich ist derselbe mit Mango- und Tamarindenbäumen bepflanzt, deren Laubdach in dem trockenen, warmen Klima des Telugulandes den darunter Lagernden genügenden Schutz vor der Hitze des Tags und dem Thau der Nacht gewährt, um ihnen für ein paar Tage eine andre Herberge entbehrlich zu machen.

Am Morgen des ersten Festtags sah man in Podala von verschiedenen Richtungen her Tausende von Festgästen truppweise daherkommen, Alle in ihrem besten Schmuck, die Frauen und Kinder in büffelbespannten Karren, die Männer zu Fuß, jeder einen derben Bambusstock in der Hand. Unter den von Ahmadala Anlangenden befand sich auch Appaia Naidu mit den Seinen. Sobald die drei Brüder mit ihren Familien sich in der Nähe ihrer Kastengenossen einen Platz gesichert hatten, an dem sie Alles möglichst genau sehen und hören konnten, und ihre Thiere versorgt waren, begaben sie sich an den Teich, um zu baden, und nachher auch noch in den Tempel, um dort ihre Andacht zu verrichten. Nur einige Familienglieder blieben bei dem Geräthe, bis die Rückkehr der andern es auch ihnen gestattete, diese religiösen Pflichten zu erfüllen. Sitamma gieng, als die Reihe an sie kam, wohl auch mit zum Bad, aber nicht in den Tempel. Sie war nur aus Gewohnheit mit nach Podala gekommen, nicht um da anzubeten wie in früheren Jahren.

Nachdem man etliche Erfrischungen eingenommen hatte, gieng man abwechslungsweise in Gruppen umher, um sich die buntgemischte, durcheinanderwogende Menge zu beschauen. Welch ein Durcheinander für Auge und Ohr! Reiche Brahmanen und Regierungsbeamte in Palankins und Wagen oder zu Fuß, durch

jeden Blick und jede Bewegung das Bewußtsein ihrer Würde verrathend; andre Kasten in weißen oder bunten Turbanen und langen, um die Schultern und Hüften geworfenen Gewändern, etliche schwatzend, etliche im Singsangton den Namen irgend einer Gottheit murmelnd, wieder andre aus Leibeskräften einem aus dem Gesicht verlornen Kinde oder sonstigen Angehörigen rufend, dann wieder heilige Bettler, Gaukler und Konfektverkäufer — all das zieht an dir vorüber und dringt fast sinnbetäubend auf dich ein. Auch Frauen in Menge sind zu sehen, denn sie sinds eigentlich, welche derlei Feste am meisten genießen. Die Frauen der vornehmen und reichen Kasten bleiben in der Regel singend unter den Bäumen sitzen und gehen nur ab und zu geschwind zu einer Bude, um Zuckerwerk oder andre Kleinigkeiten zu kaufen. Sie und ihre Kinder tragen zum Theil schöne, farbige Seidengewänder und silberne Gürtel um die Hüften oder goldene Ketten im Haar, während in Nase und Ohren, wie um die Hand- und Fußgelenke juwelenbesetzte Spangen funkeln. Die Mehrzahl der Frauen jedoch ist in Baumwolle gekleidet und nur mit ziemlich werthlosem Flitterschmuck behangen.

Gegen Abend gab es ein neues Schauspiel. Nima und Nimabaktarala, zwei für diese Gelegenheit aus Thon gefertigte Götzen, sollten Hochzeit halten, wobei der brahmanische Priester ganz dieselben Ceremonien verrichtete, wie bei einem menschlichen Paar. Dann wurden die beiden Götzen in einen offenen Palankin gesetzt und die ganze Nacht hindurch durch alle Straßen hin und her getragen, alle paar Schritte Halt machend, um Feuerwerk abzubrennen und den begleitenden Dirnen Gelegenheit zu geben, ihre Tänze und Gesänge aufzuführen. Diese ganze Zeit über verbeugte sich das Volk vor den Götzen und brachte ihnen seine Gaben dar.

Am zweiten Tag fanden sich mit der wachsenden Zahl der Festgäste auch etliche eingeborne Prediger und Kolporteure ein. Die ersteren suchten an irgend einem in die Augen fallenden Platz die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um etliche Zuhörer zu gewinnen; die letzteren mischten sich unter die Menge und boten ihre Bücher zum Verkauf an. Viel war aber nicht zu machen, denn alle Gedanken waren nur auf die kommende Nacht gerichtet. Gegen 7 Uhr Abends vernahm man von den Tempeln her Musik und vielstimmiges Geschrei, und alsbald setzte sich der ganze Menschenstrom nach

dieser Richtung hin in Bewegung. Die Priester hatten Siwa's mit reichem Goldschmuck behangenes Götzenbild auf einem Palankin herausgebracht; die große Siwa-Ratri begann. Eine an Wahnsinn grenzende Aufregung erfaßte die Menge: jeder wollte den Gott sehen und ihm seine Verehrung bezeigen. Das Gedränge wurde so groß, daß die in voller Zahl anwesende Polizei nur mit großer Mühe Unglücksfälle verhüten konnte. Endlich begann die Prozession. Sie dauerte, wie Tags zuvor, die ganze Nacht hindurch, nur waren die Feuerwerke großartiger, die Tänzerinnen zahlreicher, die Verehrer des Gottes noch eifriger.

Am Morgen des dritten Tags wurde der Götze vom Palankin herabgenommen und auf einen jener thurmartigen hölzernen Wägen gebracht, deren größter (der des Götzen Dschagannatha in Puri) durch unzählige Abbildungen weltbekannt ist. Dieser Wagen sollte nun zum Beschluß des Festes von den Andächtigen bis Vormittags 10 Uhr umhergezogen werden. Ehe jedoch das geschehen konnte, mußten den bösen Geistern und Siwa's neidischen Nebengöttern Opfer dargebracht werden; denn obgleich Siwa Mahadeo (d. h. der große Gott) heißt, ist er nach dem Volksglauben doch nicht über den schädlichen Einfluß feindlicher Mächte erhaben. Es wurde also ein großer Haufen Korn gekocht und vor dem Wagen ausgeschüttet; man schlachtete eine Ziege und begoß das Korn mit ihrem Blut; man brachte Weihrauch dar und die Priester sagten ihre Mantras, in welchen die andern Götter angerufen wurden, sie möchten das ihnen bereitete Opfer gnädig annehmen und nicht über die Ehre zürnen, die jetzt dem Siwa widerfahren solle.

Bis zu diesem Augenblick waren Appaia Naidu, Lakschmaia und Sitamma müßige Zuschauer gewesen; jetzt aber wurden Vater und Sohn plötzlich von der Begeisterung der Menge miterfaßt. Was sie schon über die Thorheit des Götzendienstes gehört, war vergessen und, fortgerissen von dem Beispiel der Andern, beugten auch sie sich anbetend vor Mahadeo. Nicht so Sitamma, die das Gesicht abwandte und mit einer kurzen Entschuldigung an ihren Lagerplatz zurückeilte.

Sobald der Weihrauch verbrannt war, bestiegen die zum Dienst des Götzen nöthigen Personen den Wagen. Dazu gehörte außer seinen drei brahmanischen Hütern auch eine Tänzerin, um den Gott mit ihren Gesängen und Liebkosungen zu erfreuen, und ein Zimmer-

mann, um nöthigenfalls irgend eine Beschädigung des Wagens gleich ausbessern zu können. Um Ordnung zu halten, nahm auch ein von der Regierung aufgestellter Polizeidiener hinter dem Götzen Platz.

Jetzt rief der leitende Brahmane: „Die Zeit ist da, daß der Wagen des Weltherrn sich in Bewegung setze. Ziehet Mahadeos Wagen!“ Augenblicklich streckten tausend dienstbereite Hände sich nach dem vier Zoll dicken und gegen 100 Meter langen Wagenseil aus. Auch Appaia Naidu und Lakschmaia gehörten zu dem freiwilligen Gespann. „Hilf Siwa! Laß deinen Wagen kommen! Gebietest du es nicht, so bewegt er sich nicht vom Fleck!“ riefen die mit aller Macht ziehenden Männer. Ohrbetäubend schmetterte dazu die Musik, vermischt mit den Gebeten und dem Geschrei der Zuschauer. Endlich knarrten die Räder, der Wagen schwankte vorwärts. Alle paar Schritte wurde jedoch Halt gemacht, um Weihrauch zu verbrennen; dann drängte sich das Volk herbei, um Bündel von Areka-Nüssen und die gewürzigen Blätter der Betelrebe nebst andern Gaben ins Feuer zu werfen und selbst anbetend vor dem Weltherrn niederzufallen.

War ein Menschengespann müde, so traten schnell andre dafür ein. Obgleich die Telugus im Allgemeinen mäßig leben, schwelgen an diesem Tag die den Götzenwagen ziehenden Männer doch zügellos im Genuß von Arrack, Opium und dem berauschenden Rauch des bhang (ein eigenthümliches Hanfpräparat). Zu welche Tollheit sich nach und nach die versammelten Schaaren hineinsteigern, bis endlich Dschagannaths Wagen wieder heimgebracht wird und die Menge sich zerstreut, vermag keine Feder zu schildern; manche würden noch heute sich unter die zermalmenden Räder werfen, wie es einst ihre Väter gethan, wäre nicht eine wachsame Polizei zur Hand, solchen Unfug zu verhüten.

Appaia Naidu und Lakschmaia waren bei all dem verhältnißmäßig nüchtern geblieben. Sobald der Götzenwagen an seinen gewohnten Platz zurückgebracht war, suchten sie wieder den Schatten ihres Tamarindenbaumes auf, nahmen mit der ganzen Familie Erfrischungen zu sich und legten sich dann ermüdet zum Schlafen nieder. Als sie erwachten, war es schon 4 Uhr Nachmittags und Zeit, nach Hause aufzubrechen, wo man mit Einbruch der Nacht anzukommen hoffte.

Lakschmaia erbat sich die Erlaubniß, etwas schneller vorauszugehen, um für das Abendessen zu sorgen und nachzusehen, ob der zu Hause zurückgelassene Knecht Kühe, Büffel und Ziegen auch gut verpflegt habe. Nicht lange, so traf er mit Rangaia und einigen Christen von Sallawar zusammen, die auch auf dem Fest gewesen waren, um den eingebornen Predigern zur Seite zu stehen. Ganz von selbst gab es sich, daß sie zusammen giengen. Rangaia hatte Lakschmaia sehr lieb. Er kannte ihn von klein auf und hatte, wie von Sitamma, so auch von ihm schon manche Freundlichkeit erfahren. Seit er ein Christ geworden, hatte er mit Lakschmaia oft von Jesus und dem ewigen Leben gesprochen, darum betrübte es ihn tief, als er ihn heute mit am Götzenwagen ziehen und sich vor Siwa niederwerfen sah. „Mir ist, als habe ich dich heute Morgen Siwa anbeten sehen, oder irre ich mich?“ begann er, sobald sich eine Gelegenheit zu dieser Frage bot.

Mißmuthig und in seinem Gewissen etwas geschlagen, entgegnete Lakschmaia: „Ja, ich hab's gethan, und was ist denn so Schlimmes daran? Ist er nicht der Weltherr? Ist er nicht der Zerstörer? Wenn wir durch einen Akt der Anbetung seine Gunst zu erlangen vermögen, warum sollten wir's nicht thun?“ Darauf erwiderte Rangaia: „O Lakschmaia, Lakschmaia! warum sprichst du so? Ich war der Meinung, du und deine Mutter hätten beide dem Götzendienst entsagt. Ja, ich hoffte schon, ihr seiet geneigt, an Jesus zu glauben.“ — „Halt, halt!“ unterbrach ihn Lakschmaia; „ich bin kein Christ. Hast nicht auch du bis vor wenigen Monaten zu Siwa gebetet? Warum tadelst du mich denn, daß ich thue, was ich und wir alle von jeher gethan? Unsere Väter haben es so gemacht, und ich bin nur ein junger Mensch. Von klein auf hat man mich gelehrt, Mahadeo sei der Weltherr, seine drei Augen bedeuten seinen Blick in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, der Halbmond auf seiner Stirne die Aufeinanderfolge der Monate, die um seinen Hals gewundene Schlange den Lauf der Jahre, sein Halsband von Schädeln das Werden und Vergehen der Menschengeschlechter, sein Leib sei mit Schlangen bedeckt, als dem Sinnbild der Ewigkeit und Unsterblichkeit, sein Seil trage er als der Richter, der die Bösen bindet, den Dreizack als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer des Weltalls. Ist dem wirklich so, wozu haben wir dann andere Götter nöthig?“

„Ich bin nur ein ungelehrter Mann, wie du weißt," erwiderte Rangaia, „und kann weder mit dir streiten, noch deine Fragen beantworten. Das aber weiß ich, daß ich von Kindheit an mein ganzes Leben hindurch Siwa gedient habe. Jetzt bin ich alt; meine Haare werden grau; aber ich glaube nicht, daß er mir je irgend etwas Gutes gethan hat. Ich habe keinen Trost bei ihm gefunden, als meine Kinder starben, keine Vergebung für meine Sünden, keinen Frieden für mein Herz, kein inneres Glück, wie ich es jetzt genieße."

„Genug, Rangaia. Laß uns von etwas anderem sprechen; ich eile nach Hause."

„Aber versprich mir über das nachzudenken, was ich dir soeben gesagt habe und was du vor einigen Wochen vom Prediger Obala gehört hast."

„So lange Obala sprach, leuchtete eure Religion mir ein; aber als er wieder fort war, vergaß ich schnell, was er gesagt hatte. Euer Gott hat mirs noch nicht ins Herz gegeben, unsre alte, durch tausend Erinnerungen ehrwürdige Religion zu verlassen. Thut ers einmal, dann will ich an Jesus glauben, wie du's haben möchtest; aber für jetzt laß mich in Ruhe."

„Lakschmaia, entsagst du denn aller Hoffnung auf die himmlische Seligkeit, die du damals schildern hörtest? Und denkt deine Mutter wie du?"

„Ich weiß nicht, wie meine Mutter denkt; aber jetzt genug davon."

„Es sei! Das aber wirst du mir doch erlauben, für dich zu meinem Gott zu beten, daß Er dir Licht schenke und sich dir offenbare?"

„Bete für mich so lange du willst, nur höre endlich auf mit deinen Reden."

Es war Lakschmaia nicht ganz wohl bei diesem Gespräch; denn in der allgemeinen Aufregung war er in Podala weiter gegangen, als es seine Absicht gewesen. Eigentlich hatte er Mahadeo gerade nur so viel Ehrfurcht beweisen wollen, als einerseits nöthig war, ihn bei guter Laune zu erhalten, falls er wirklich ein Gott war, und andrerseits, um die Leute von Ahmadala zu überzeugen, daß, obschon den Christen gewogen, er selbst doch kein Christ sei.

Die Siwa-Ratri wird gewöhnlich nach beendigter Ernte am 10. März gefeiert. Dann folgt die heiße Jahreszeit, in der die Feldgeschäfte ruhen und der Thermometer im Schatten manchmal wochenlang bis auf 35 Grad R. steigt. Gegen Ende Juni pflegt der Mitte Mai beginnende Südwestmonsun die nöthige Regenmenge für die neue Aussaat zu bringen, mit der dann im Juli begonnen wird. Anders aber war es im Jahr 1876. Tage-, wochenlang harrte man vergeblich des sonst so regelmäßig eintretenden Regens. Wie in tausend andern Dörfern, stiegen auch in Ahmadala bange Sorgen in den Herzen auf, Babaia Naidu und Krischna Rao beriefen eine Versammlung, in der berathen werden sollte, was man etwa thun könne, die Götter zu versöhnen und den unentbehrlichen Regen von ihnen zu erlangen. Viele folgten dieser Einladung, und verschiedene Reden wurden gehalten. Einige meinten, die Bewohner von Ahmadala hätten ihren Göttern nicht treu genug gedient und würden jetzt dafür mit Dürre gestraft; andre suchten die Schuld darin, daß man den Christen erlaubt habe, in Ahmadala zu bleiben, und drangen darauf, daß Rangaia und die Seinen entweder zur Rückkehr zu den alten Göttern oder zum Verlassen des Orts gezwungen würden. Am Schluß der Versammlung kam man noch darauf, daß der Pockengöttin Polaramma in den letzten Jahren kein Fest gefeiert worden sei und ihr Zorn wohl das Unheil herbeigeführt habe. So beschloß man denn vor Allem sie zu versöhnen. Jeder Hausvater sollte für den dritten Morgen nach der Versammlung einen mit Büffeln bespannten Karren, ein Schaf mit etwas Korn und Weihrauch bereit halten, um sich damit der zu Polarammas Schrein hinausziehenden Prozession anzuschließen.

Zur bestimmten Stunde brach ganz Ahmadala auf; nur sehr alte Leute, ganz kleine Kinder und natürlich alle Christen blieben zurück. Musikanten schritten dem Zug voran. Vor Polarammas Schrein angelangt, umkreiste die Prozession denselben dreimal in einem weiten Bogen, dann wurde das mitgebrachte Korn in Haufen vor der Göttin aufgeschüttet. Hierauf schlachtete man die Schafe und verbrannte Weihrauch in Menge. Jetzt wurden die Kinder herbeigebracht, um die Fürsprecher ihrer Eltern zu machen. Sie warfen sich vor der Göttin nieder und flehten diese an, ihren Eltern doch zu vergeben und ihnen Regen zu schicken, damit sie nicht Hungers sterben müßten. Zum Schluß fielen auch die Erwachsenen noch vor der

Göttin nieder, so daß ihre Stirnen den Boden berührten, und brachten die gleichen Bitten vor wie ihre Kinder. Etliche gelobten auch noch, daß wenn sie ihnen Regen und eine reiche Ernte bescheere, sie ihr nächstes Jahr ein zweitägiges Fest feiern wollten mit doppelt so großen Opfern an Schafen, Korn und Weihrauch, als diesmal.

Man kehrte nun heim und harrte sehnsuchtsvoll auf den erflehten Regen; aber es kam nichts. Vergeblich wurden auch noch der Wassergöttin Gangamma, sowie verschiedenen andern Göttern und Göttinnen Feste gefeiert; einen Tag um den andern stieg die Sonne wie ein Feuerball am Horizont herauf und goß von dem wolkenlosen Himmel ihre glühenden Strahlen auf das versengte, schmachtende Land.

Monate vergiengen. Es kam die Zeit, da der Nordostmonsun einsetzen sollte, und Alles hoffte zuversichtlich, er werde nun um so reicheren Regen bringen, so daß von einigen schnell reifenden Fruchtsorten immerhin noch eine kleine Ernte in Aussicht stehe. Aber auch der Nordostmonsun blieb aus. Eine furchtbare Hungersnoth war unvermeidlich. Auch starken, tapfern Männern entsank jetzt das Herz und selbst Christen waren versucht, an Gottes Erbarmen zu zweifeln.

---

10. Verfolgt, aber nicht verlassen.

Beim Beginn des Jahres 1877 waren die alten Kornvorräthe nahezu erschöpft und alle Arbeit stockte. Nur zu fast unerschwinglichen Preisen und gegen baare Bezahlung war noch Getreide zu haben. Räuberbanden durchschwärmten das Land und nahmen, wenn es nicht anders gieng, mit Gewalt, was noch zu haben war. Etwa dreißig solcher Banditen stellten sich auch in Sallawar ein, dessen Christenhäuflein sich auf jener Versammlung in Kapsa die Feinde zum Gegenstand ihrer Rache erkoren hatten. Ein Mann aus der Schäferkaste hütete dort seine Schafe in der Nähe der paar Christenhäuser. Es war ihm gelungen, einen schönen Vorrath Getreide einzuthun, den er in einer Grube bei seiner Heerde verwahrte. Bei Nacht schlug er über dieser Grube sein Feldbett auf und hütete so seine Herde und sein Korn zumal.

Das hatten die Diebe in Erfahrung gebracht, und so kamen sie einmal in der Nacht, packten den Schäfer, stopften ihm ein Tuch in den Mund, banden ihm die Hände auf den Rücken, warfen ihn zu Boden und stellten sein Feldbett über ihn her, auf das einer der Räuber sich setzte, während die andern das Korn ausgruben. Am andern Morgen war natürlich ganz Sallawar voll von diesem nächtlichen Raub, und schnell verbreitete sich die Kunde davon auch ins nahe Ahmadala.

„Jetzt ist die Stunde gekommen, dem Umsichgreifen dieser unausstehlichen Fremdenreligion ein Ende zu machen, die Götter sind für uns!“ triumphirte jetzt Krischna Rao, der bisher still auf der Lauer gewesen. Ein heidnischer Telugu kann Monate, ja Jahre lang auf den günstigen Augenblick warten, seinen Gegner ins Verderben zu stürzen, und inzwischen die größte Freundlichkeit gegen ihn heucheln. Keine Katze, kein Tiger, überhaupt kein Thier, das mit seiner Beute noch spielt, bevor es sie verschlingt, thut es einem Brahmanen gewöhnlichen Schlags an Falschheit zuvor. Krischna Rao eilte also zum Teich, badete und sagte seine Mantras her, dann gieng er in den Tempel, machte seine Verbeugungen vor Ramaswami und Lakschmanaswami, um endlich mit etlichen andern Brahmanen nach Sallawar aufzubrechen.

„Nun ists Zeit, Rache an den Christen zu nehmen und rings umher Alle einzuschüchtern, die dieser neuen Religion geneigt sind,“ sagte er zu dem dortigen Karnam.

„Recht so,“ antwortete dieser. „Bodaia und seine Söhne sind mir in der Seele zuwider. Ich bin doch ein Brahmane und dazu der Karnam von Sallawar, sie aber sind elende Gerber, die, wenn sie mich kommen sehen, auf die Seite treten, ihre Sandalen ausziehen und die gefalteten Hände vor die Stirn halten sollten; jetzt aber grüßen sie mich kaum wie einen ihresgleichen. Zudem haben sie ein Schulhaus erbaut und einen Lehrer von Ongol kommen lassen, der täglich fünfzehn ihrer Kinder unterrichtet. Das darf nicht so fortgehen. Aber was ist dein Plan?“

„Nun, ich höre, das Korn des Schäfers Kotaia sei gestohlen worden.“

„Allerdings, aber was hat das mit Bodaia und seinen Söhnen zu thun?“

„Sehr viel.“

„Das begreife ich nicht. Jedermann weiß, daß Bodaia und seine beiden Söhne ehrliche Leute sind. Sie haben eigene Felder und so viel Büffel und Kühe als sie brauchen. Ihr eigener Brunnen hat zur Bewässerung mehrerer Morgen Landes ausgereicht, so daß sie ernten konnten, während alle andern Aecker dürr und versengt waren. Dieser Plan taugt nicht."

„Und doch taugt er, so wahr ich ein Brahmane bin, wenn du mir nur zu seiner Ausführung helfen willst."

„Ich will, sag an."

„Wir gehen zum Schäfer Kotaia und überreden ihn, sofort bei der Polizei Anzeige zu machen und auszusagen, er habe unter den Räubern Bodaias Söhne erkannt. Kommen dann der Polizei-inspektor und der Sergeant von Podala herüber, so sprechen wir mit ihnen und gewinnen sie für unsern Plan. Dem Unter-Richter bedeuten wir, die Sache möglichst zu verschleppen. Da das Gefängniß in Podala voll ist, werden Bodaias Söhne im Freien in den Stock gelegt werden und müssen vielleicht Monate lang da liegen. Das wird sie schon lehren, unsre Götter und die Brahmanen nicht mehr zu verachten."

„Wird aber der Missionar in Ongol diesen Plan nicht schnell durchkreuzen und am Ende gar uns selbst vor Gericht ziehen?"

„All das habe ich wohl bedacht. Der Missionar in Ongol ist, wie ich von Kondaia gehört habe, jetzt sehr beschäftigt und kann nicht von Hause abkommen. Der Sub-Kollektor, der die Sache schließlich zu untersuchen hat, findet für derartige Fälle gegenwärtig keine Zeit, weil er immer unterwegs ist, um Notharbeiten zu beaufsichtigen. Das Beste aber an meinem Plan kommt erst. Hört der Missionar, daß Bodaias Söhne wegen Diebstahls im Gefängniß sind, so wird er sehr böse werden. Er ist ein gestrenger Mann und mit einem Christen, der stiehlt oder raubt, will er nichts zu thun haben. So wird er Bodaia und seine Söhne verstoßen, dann können wir sie strafen nach Herzenslust. Wird es bekannt, daß der Missionar sie aufgegeben hat, so werden sie so lange bitten, bis wir uns beim Unter-Richter für sie verwenden und dieser sie entläßt. Dann ist es zu Ende mit den Christen und wir genießen ungestört wieder dieselbe Verehrung wie unsere Väter."

„Wie können wir aber beweisen, daß Bodaias Söhne unter

den Räubern waren, wenn der Sub-Kollektor nun doch den Fall untersuchen sollte?"

„Dafür laß mich sorgen. Der Schäfer Kotaia wird schwören, daß er sie erkannt habe. Weiter will ich Appaia Naidu und Lakschmaia, die vorige Nacht von Agraharam nach Hause kamen, auffordern zu schwören, daß sie einige Leute davonlaufen sahen und Bodaias Söhne unter ihnen erkannt haben."

„Werden Appaia Naidu und Lakschmaia das thun?"

„Warum nicht? Liegt es nicht im gemeinsamen Interesse aller guten Telugus?"

Der so entworfene Plan wurde buchstäblich ausgeführt. Eine Art Verhör fand in Podala statt, und da kein Raum im Gefängniß selber war, wurden die beiden Christen im Hof in den Stock gelegt. Hier lagen sie mit hundert andern Gefangenen, die alle erdenklichen Verbrechen begangen hatten, der glühenden Sonnenhitze des Tages und den frostigen Winden der Nacht ausgesetzt, ohne irgend welche andere Bedeckung als ihre dünnen Kleider. Aber sie murrten nicht, sondern warfen ihre Sorgen auf den Herrn, ermahnten ihre Mitgefangenen zur Buße und zum Glauben an den Einen lebendigen Gott und sangen ein Lied ums andre von der Sünderliebe des Heilands.

Das an den beiden Christen begangene Unrecht wurde bald unter den übrigen Gefangenen und vielen Andern bekannt, und Manche bedauerten sie aufrichtig. Das Herz des Brahmanen aber kennt kein Mitleid. Tag für Tag gieng der Amtmann an den Gefangenen vorüber, auf die Untersuchung ihrer Sache jedoch warteten sie vergeblich. Die beiden Karnams von Ahmadala und Sallawar, auch andre Brahmanen und Moslemen, sowie etliche Sudras fragten die im Stock sitzenden Christen hin und wieder spöttisch: „Nun, wie stehts jetzt um euer Schulhaus? Wollt ihr jetzt eure heilige Haarlocke wieder wachsen lassen und zu eurer Väter Götter zurückkehren?" Vier volle Monate aber antworteten die beiden jungen Männer auf diese und ähnliche Fragen standhaft: „Wir haben nichts Böses gethan. Wir glauben nur an den Gott, der uns geschaffen hat, der uns erhält und der für uns gestorben ist. Wir haben noch lange nicht so viel für Ihn gelitten, wie Er für uns. Ihr wisset nicht, was ihr thut. Wenn ihr uns auch tödtet oder hier festhaltet, bis wir sterben, können und wollen wir

unsere Religion doch nicht aufgeben, noch unsern Herrn und Heiland verlassen, um hölzernen, steinernen und ehernen Göttern zu dienen, wie ihr."

Der Vater arbeitete natürlich nach Kräften an der Befreiung seiner Söhne. Er gieng nach Ongol und der Missionar half ihm eine Bittschrift schreiben, daß die Christen in Podala doch verhört werden möchten; aber die Brahmanen hatten beschlossen, daß kein weiteres Verhör stattfinden solle, und beinahe wäre es ihnen geglückt.

Doch jetzt wurde der Amtmann von Podala versetzt. Sein Nachfolger war ein Mann, der sich nicht durch Schmeicheleien oder andre Mittel bestechen ließ. Die Christen wurden vorgefordert, da er aber keine Vollmacht hatte, einen so schweren Fall selbst zu untersuchen, mußte er sie nach Ongol senden. Krischna Rao und der Karnam von Sallawar thaten ihr Möglichstes, sich Zeugen zu verschaffen. Unter Andern ließen sie auch Appaia Naidu und Lakschmaia kommen. Alle wurden unterrichtet, welche Aussagen sie zu machen hätten. Als aber Krischna Rao das auch mit Lakschmaia versuchte, entgegnete ihm dieser: „Was haben denn Bodaias Söhne Böses gethan? Ich weiß von nichts, als daß sie an den lebendigen Gott glauben. Ist das etwa ein Verbrechen?"

„Wie?" erwiderte Krischna Rao, „willst du denn auch einer der Ihren werden? Ihre neue Religion ist lauter Eitelkeit. Sie macht sie hochmüthig und faul und unverschämt. Sie thun jetzt, als wären sie unsresgleichen. Sie verachten unsre Götter. Sie verletzen unsre durch väterliche Ueberlieferung geheiligten Bräuche. Willst du das dulden? Zürnst du nicht darüber?"

Lakschmaia wiederholte, er wisse nichts Böses von Bodaias Söhnen. Sie glauben an den wahren Gott und dieser habe sie gesegnet; er sehe nicht ein, warum sie nicht das Recht haben sollten, nach ihrer Ueberzeugung zu leben.

Jetzt hätte Krischna Rao Lakschmaia lieber in Ahmadala zurückgehalten, allein dieser trat dennoch die Reise nach Ongol an. Als das Verhör begann, sagten einige der Zeugen aus, sie hätten Bodaias Söhne in der Nacht, in welcher der Raub verübt wurde, wegeilen sehen; einige andere wollten sie mit Korn gesehen haben; beim Kreuzverhör aber verwickelten sie sich in solche Widersprüche, daß ihre Aussagen völlig werthlos wurden. Appaia Naidu bezeugte, er habe die Angeklagten von ihrer Kindheit an gekannt und nie

etwas Schlimmes über sie gehört. Und als die Reihe an Lakschmaia kam, verrieth dieser dem Unterrichter, wie Polizei-Sergeant Krischna Rao und Andere ihn zu einem falschen Eid hätten überreden wollen, und schloß mit der Versicherung, er halte die beiden Angeklagten für durchaus rechtschaffene Leute. Das Protokoll über die ganze Verhandlung wurde dem englischen Richter in Nellur übersandt, der dann die Anklage als nichtig zurückwies. In der Folge reichten Bodaia und seine Söhne eine Beschwerde wegen fälschlicher Beschuldigung und ungerechter Haft ein, worauf ihnen eine Geldentschädigung für die im Gefängniß verbrachte Zeit und alle erlittenen Verluste zu theil wurde.

11. Die Hungersnoth.

Nicht leicht werden sich in einem Lande so grelle Gegensätze geltend gemacht haben, wie in Indien am Neujahrstag 1877. An ihm wurde ja die Königin von England feierlich als Kaiserin von Indien proklamirt. In Delhi und in andern großen Städten wurden Durbars, Paraden, Bälle und Feuerwerke von einer großartigkeit und einem Glanze veranstaltet, wie man sie selbst in diesem Lande verschwenderischer Radschas und Nabobs kaum je gesehen hatte. Ungeheure Summen wurden dafür ausgegeben. Aber während die Großen sich an all dieser Pracht ergötzten, suchten in Südindien Millionen von Menschen Blätter und Wurzeln, um den nagenden Hunger zu stillen.

Bald jedoch erkannte man in den Regierungspalästen zu Kalkutta und Madras den Ernst der Lage, und vom 1. Februar an wurden großartige Notharbeiten in den von der Hungersnoth betroffenen Distrikten unternommen. Rangaia und die andern Christen in Ahmadala hörten, daß der Missionar in Ongol kontraktmäßig die Herstellung einer Strecke des neuzugrabenden Buckingham-Kanals übernommen habe und brachen nach dessen Lager in Rasapalam auf. Ehe er gieng, verabschiedete Rangaia sich noch bei Sitamma und ihrer Familie. Appaia Naidu freute sich der Gelegenheit, die sich Rangaia zur Erwerbung seines Unterhalts darbot und bemerkte, in einiger Zeit werden vielleicht auch Lakschmaia und etliche andre junge Leute von Ahmadala froh sein, Arbeit in Ongol zu finden. Für jetzt war Rangaias Familie noch vor Mangel geschützt, da er

mehrere große Brunnen besaß, die zur nothdürftigsten Bewässerung wenigstens eines Theils der Felder ausgereicht hatten.

Lakschmaia ließ Rangaia ungern ziehen. Am liebsten wäre er mit ihm gegangen — er wußte selbst nicht warum. Dringend ersuchte er ihn, manchmal von sich hören zu lassen und auch Nachricht zu geben, wie die Arbeit vorangehe und welche Aussichten sie biete. Sitamma aber sagte: „Ich glaube, dein Gott errettet dich, Rangaia; unsere Götter haben uns alle betrogen; ich werde nie mehr ihre Hilfe anrufen. Wenn dein Gott sich nicht unser erbarmt und uns Regen und Speise gibt, müssen wir verhungern. Er ist unsre einzige Hoffnung. Er sei mit dir, Rangaia. Gedenke unser manchmal und bedaure uns."

„Ich vertraue meinem Gott, daß Er für mich und die Meinen sorgen wird," erwiderte Rangaia. „Ach Sitamma, wenn nur du und dein Mann und Lakschmaia auch an Ihn glauben wolltet."

„Vielleicht thun wir es noch," antwortete Sitamma. Eben jetzt aber näherten sich Babaia Naidu und Sabamma, die beide in der letzten Zeit sich mehr und mehr gegen das Christenthum verbittert hatten; deßhalb sprach Sitamma nicht weiter. Es war eigen: während der hereingebrochene Jammer die Einen an den Götzen irre machte und ein Sehnen nach Licht und Wahrheit in ihnen weckte, verhärteten sich die Andern von Tag zu Tag mehr.

Als Rangaia und seine Genossen im Lager des Missionars anlangten, waren sie so schwach, daß sie sich kaum noch fortzuschleppen vermochten; aber etliche Tage gesunder, reichlicher Nahrung und die Aussicht auf gutbezahlte Arbeit flößte bald Allen neues Leben ein.

Kurz darauf ließ der Missionar einmal Rangaia und eine Anzahl der zuverläßigsten Christen rufen und sagte zu ihnen: „Vielleicht sind in euern Dörfern noch manche Christen, die nicht im Stande waren, sich die nöthigen Mundvorräthe zu verschaffen, um den Weg zum Kanal zurückzulegen. Andre eurer Bekannten wissen möglicherweise noch gar nichts von diesem Unternehmen und wieder andre mögen sich fürchten, zu uns zu kommen, denn ich höre, daß man allerlei falsche und böswillige Gerüchte über die Wohlthat aussprengt, die wir euch erzeigen möchten. Deßhalb wünsche ich, daß jeder von euch mit etwas Geld versehen in seine Heimat zurückkehrt und allen, die gerne hieherkommen möchten, die Mittel hiezu gibt. Ladet Alle zum Kommen ein, und sind etliche zu alt

und zu schwach zur Arbeit, so bringet sie dennoch mit, wir wollen sie versorgen. Vorher laßt euch aber von den Predigern und Aufsehern hier das ganze Unternehmen und alle Vortheile, die es den Kommenden gewährt, genau erklären, damit ihr alle Fragen beantworten könnt, die man euch etwa stellen wird.

Einige Stunden darauf eilten gegen dreißig Männer ihren verschiedenen Heimatdörfern zu. Kaum war Rangaia in Ahmadala angelangt, so suchte er Appaia Naidu und Sitamma auf. Sie freuten sich, ihn wieder zu sehen und luden ihn zum Sitzen ein, damit er ihnen genau berichte, was er alles erlebt habe, „denn," sagte Sitamma, „wir haben schreckliche Dinge gehört über das, was die Missionare im Schilde führen."

„Zum Beispiel?"

„Ach, Geschichten genug. Eine davon ist, daß so bald man alle jungen Leute hinweggelockt hat, die sich für diese Arbeiten gewinnen lassen, Dampfer an der Küste anlegen werden, um sie nach England zu bringen, wo man die Männer zu Soldaten und die Frauen und Mädchen zu Sklavinnen machen will."

„Das ist Ein Märchen! und die andern?"

„Weiter sagt man, euer Missionar richte es so ein, daß Alle, die am Kanal arbeiten, ihre Kaste brechen müssen oder aber mache er sie durch einen Zauberspruch zu Christen. Ferner heißt es, man habe dem Kanal entlang eine Menge Gräber gegraben, und zur bestimmten Stunde werden alle dorthin gelockten Leute erschlagen und dorthin verscharrt werden, um Raum für die Engländer zu schaffen, die gern kommen und sich im Lande niederlassen möchten. Auch soll die Dampfmaschine, die man für eine der englischen Gottheiten hält, zürnen, daß sie so schwere Reislasten in die Hungerdistrikte habe schaffen müssen, und sich weigern, noch weiter zu arbeiten, wenn ihr nicht einige junge Mädchen geschlachtet werden. Geheime Agenten sollen schon unterwegs sein, diese Opfer wegzufangen. Viele Eltern schließen ihre Töchter die Nacht über ein, weil es heißt, diese Häscher gehen bei Nacht umher und betäuben ihre Opfer zuerst durch einen Trank, um sie geräuschlos fortschaffen zu können."

„Genug, Sitamma; ich staune, was die Leute alles wissen. Eines aber ist mir klar: sie beurtheilen Andre nach ihren eignen liebeleeren, selbstsüchtigen Herzen. Hindus, die nur ihre heidnischen Götter

kennen, sind schlechterdings nicht im Stande, die Triebfedern und die Handlungsweise von Christen zu verstehen, deren Richtschnur die Bibel, das Wort Gottes ist. Nein, nein, unsre Missionare sind keine unbekannten Fremdlinge; sie leben schon seit Jahren in unsrem Lande und sind nur aus Liebe zu uns gekommen. Als der Missionar und seine Frau vor 3 Jahren aus Amerika zurückkehrten, haben sie ihr ältestes Söhnlein und ihr ältestes Töchterlein dort zurückgelassen, weil sie hier nicht erzogen werden könnten. Nur aus Liebe thun sie jetzt alles, was in ihren Kräften steht, um Menschenleben zu retten, wie ihre Religion sie's lehrt. Jesus ist aus Liebe zu uns in diese Welt gekommen; warum sollten diese Missionare nicht dem Beispiel ihres Meisters folgen?"

„Aber die Regierung?"

„Sie macht es, wie unsre Prediger sagen, gerade wie ein Hirte, der seine Schafe nicht nur aus Liebe und Pflichtgefühl am Leben zu erhalten sucht, sondern auch, weil sie zu seinem Unterhalt dienen. Käme die ganze Heerde um, so müßte er und seine Kinder verhungern. Ließe die Regierung ihre Unterthanen wegsterben, was würde dann aus den Regenten? Ueberdies heißt es, das auf den Kanalbau verwendete Geld werde in kurzer Zeit schöne Zinsen tragen."

Dann erzählte Rangaia noch eingehender vom Kanalbau und den dabei beschäftigten Schaaren. Mit besonderer Wärme verweilte er bei dem von dem Missionar errichteten Lager in Rasapalam, wo in mehr als 500 Bambushütten gegen 3000 Arbeiter ein Obdach hatten neben den Greisen und Greisinnen und ganz kleinen Kindern, welche unentgeltlich ernährt wurden.

Appaia Naidu und Lakschmaia hörten mit großer Theilnahme Rangaias Bericht an, während in Sitammas Augen Thränen der Freude und Rührung glänzten. Denn Tausende suchten sich allenthalben von Wurzeln und der fast ungenießbaren Frucht des Banianenbaumes zu nähren, was schon jetzt vielfach ruhrartige Krankheiten erzeugte, und zudem war vorauszusehen, daß auch jene nothdürftigen Ersatzmittel für die fehlende Ernte bald erschöpft sein würden.

Rangaia und seine Genossen entledigten sich ihres Auftrags mit großem Eifer und brachten Hunderte mit ins Lager von Rasapalam. Viele wollten aber auch nicht auf sie hören und entgegneten stumpf: „Es ist einmal unser Loos zu sterben, und so werden wir

sterben. Was hilft es, dem von den Göttern beschlossenen Schicksal entrinnen zu wollen? Wird uns nicht ein noch ärgeres Uebel ereilen, wenn wir der Strafe entgehen wollen? Bleiben wir zu Hause, so werden sich vielleicht die Götter unser erbarmen. Warum sollten wir fern von unsrer Heimat sterben?" Einige Wochen darauf mästeten sich Schakale, Hunde und Hyänen von den Leichen jener Unglücklichen.

Wieder und wieder eilten Boten vom Kanal hin und her, um den Verhungernden womöglich noch Rettung zu bringen. Herzzerreißende Scenen begegneten unterwegs ihren Blicken. Hier zerrten wilde Thiere und Raubvögel an den am Wege liegenden Leichen; dort waren zu Gerippen abgemagerte Mütter mit ihren verhungernden Kleinen ohnmächtig niedergesunken und harrten der Erlösung durch den Tod, denn unter fünfzig Vorübergehenden hatte vielleicht nicht Einer die Kraft, diese Verschmachtenden aufzurichten, oder Nahrung, die er ihnen hätte reichen können.

Sechs entsetzliche Monate verstrichen, dann kam wieder Regen. Im September kehrte Rangaia mit seiner Familie nach Ahmadala zurück, um seine kleinen Felder mit der Saatfrucht anzupflanzen, die er von dem beim Kanalbau ersparten Gelde hatte kaufen können. Aber ach! Rangaia und tausenden andern Landleuten verfaulte jetzt die kostbare Saat im Boden. Man gewahrte bald den Schaden, suchte sich mit äußerster Anstrengung neue Saatfrucht zu verschaffen und pflanzte die Aecker zum zweiten Mal an. Hoffnungsvoll grünten die Fluren. In unzählbaren Schaaren fielen nun aber Heuschreckenschwärme über das Land her und ließen abermals eine Wüste hinter sich zurück!

Jetzt entsank auch den Muthigsten der Muth. Die letzten Mittel der meisten ärmeren Landleute und Handwerker waren erschöpft. Von der Regierung glaubte man keine weitere Hilfe erwarten zu dürfen; ein Abgrund von Elend starrte von allen Seiten dem Auge entgegen. All das wurde von einsichtsvollen, wohlwollenden Männern in Madras nach England telegraphirt. Etliche Tage darauf ergieng derselbe Hilferuf auch nach Amerika. Er verhallte nicht im Winde; in England namentlich entfaltete sich ein Liebeseifer, der seines gleichen wohl selten gehabt hat; auch aus Amerika giengen schöne Summen ein. Dieses Geld wurde freigebig zum Ankauf neuer Saatfrucht vertheilt und so wenigstens noch eine theilweise Ernte erzielt.

Im Mai 1878 wurden den Bedürftigen abermals Gelder zum Ankauf von Saatfrucht verabreicht, und vier Monate darauf war die schreckliche Hungersnoth zu Ende, der mittelbar oder unmittelbar sechs Millionen Menschen zum Opfer gefallen waren. Noch heute aber sieht man die Spuren jener Schreckenszeit an den vielen Gebeinen, die auf den Feldern und am Wege bleichen.

Die großartige Wohlthätigkeit der Engländer machte in ganz Südindien einen tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die gesammte Bevölkerung mußte sichs gestehen, daß solche Mildthätigkeit in Indien etwas bisher Unerhörtes sei. Die christliche Liebe hatte einen Triumph gefeiert. Tausende dachten insgeheim, was Sitamma offen gegen Rangaia aussprach: „Euer Gott ist der wahre, der lebendige; hinfort will ich nur an Ihn glauben.“

Wieder eine neue Missionsgesellschaft.

Seit 1792 die baptistische Missionsgesellschaft in England gegründet wurde, ist kein Jahrzehnt vorübergegangen, ohne daß neue Gesellschaften der Art entstanden wären. Noch neun Jahre, und man wird buchstäblich von einem Jahrhundert der Missionsgründungen reden können. Woher diese große Menge verschiedener Missionen und Missiönchen? Um auf diese Frage genügend zu antworten, müßte man eine ganze Geschichte des modernen protestantischen Missionslebens schreiben. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß Anfangs wie in England und Amerika, so auch in Holland und Deutschland das neuerwachte Missionsleben der Hauptsache nach in je Einer großen, umfassenden, man kann fast sagen interkonfessionellen Gesellschaft zum Ausdruck und zur Bethätigung kam. In England war's die Londoner, in Amerika die Bostoner, in Holland die Rotterdamer, für Deutschland und die Schweiz die Basler Gesellschaft. Es schien, als sollte die Mission auf dem Weg innerster Ueberzeugung und Freiwilligkeit wirklich zu

Aus der Telugu-Mission.

9. Zwei Götzenfeste.

Die Bewegung, welche das Auftreten des Missionars hervorgerufen hatte, war bald verrauscht. Andre Gedanken und Sorgen erfüllten jetzt die Herzen in Ahmadala. Es nahte nämlich der Tag, an welchem im nahen Podala alljährlich die große „Siwa Ratri“ (Siwa's Nacht) gefeiert wird. Die eigentliche Bedeutung dieses Festes ist schwer zu erkunden. Die Einen behaupten, es werde zur Erinnerung an die Noth und Gefahr gefeiert, in welcher Siwa einst geschwebt habe, nachdem er das Gift der großen Vasukischlange verschluckt hatte. Andre versichern, vor langen, langen Jahren habe einmal ein gewaltiger, aber gottloser Jäger im Wald auf einem Baum übernachtet. Um sichs bequemer zu machen, habe er etliche Zweige des Baumes abgebrochen und hinunter geworfen. Diese seien auf ein an jener Stelle befindliches Lingam (Siwa's steinernes Symbol) gefallen, und der Gott habe sie für eine ihm dargebrachte Huldigung gehalten, weil der betreffende Baum ihm geweiht ist und seine Blätter eine ihm stets willkommene Opfergabe sind. In seinem Entzücken darüber habe er alsbald einen feurigen Wagen gesandt, um seinen Verehrer zum Wohnsitz der Götter emporzutragen. Das sei der Grund, warum gute Siwaverehrer die Siwa Ratri durchwachen in der Hoffnung, auch ihnen könnte einmal ein solches Glück erblühen.

Verschiedenartiger noch als die Meinungen über die Bedeutung des Festes sind die Beweggründe zur Theilnahme daran. Der Eine hofft dadurch seiner Sünden los zu werden, der Andre Siwas besondre Gunst zu erlangen; ein Dritter will sich einen vergnügten Tag machen und sich die zusammenströmende Menge, besonders auch die geputzten Frauen, beschauen; weitaus die meisten aber kommen, weil es von jeher Brauch war, zur Siwa-Ratri zu gehen und sie es selbstverständlich auch halten, wie ihre Väter es hielten.